

den Frauenfiguren festgemacht: Büchner habe in ihnen »den tastende[n] Entwurf eines neuen Menschenbildes« formuliert (Wetzel 1992: 245). *Dantons Tod* bildet Geschichte nicht ab, sondern legt im faktisch Gegebenen ein Potenzial frei, das, ohne bereits empirisch tatsächlich geworden zu sein, Bestandteil von Geschichte ist.

II.3. Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert – Aporien und ein ästhetisches Zugeständnis

II.3.1. Leopold von Ranke

Es ist erst die moderne positivistische Geschichtswissenschaft, die in einem beispiellosen Paradigmenwechsel im 19. Jahrhundert die Historiographie nach dem Vorbild der Naturwissenschaften auf den Boden empirischer Tatsachenerhebung stellt und aus den Zuständigkeiten von Kunst und Philosophie herausbricht.

Den entscheidenden Anstoß dazu gab Leopold von Ranke. Seine programmatischen Formulierungen über die Merkmale einer seriösen historischen Wissenschaft sind bekannt. Wichtiger noch als das Diktum, Geschichtsschreibung solle »bloß sagen, wie es eigentlich gewesen«, sind Äußerungen, die die Grundlagen seines Erkenntnisansatzes charakterisieren: »Strenge Darstellung der Thatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz« (SW33/34: VII), oder: »Ich sehe die Zeit kommen, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte, selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer insoweit ihnen eine originale Kenntnis beiwohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den echten, unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden« (SW1: IXf.). Rankes Bestreben galt einer »sicheren Anschauung« von Geschichte (SW3: V), und worin er diese zu finden hoffte, zeigt sich an den eigenen Schilderungen seiner Forschungspraxis: In seiner *Deutsche[n] Geschichte im Zeitalter der Reformation* (1839–47) beispielsweise, die auch das zitierte Motiv der »sicheren Anschauung« enthält, berichtet er seitenweise von seinen Archivreisen – das Quellenmaterial ist für ihn das enthusiastisch begrüßte Fundament jeder historischen Untersuchung (ebd.: V–VIII). Tatsächlich hat Ranke Mitte des 19. Jahrhunderts mit seiner Forschung die Geschichtswissenschaft nachhaltig verändert. Seine gründlichen, die feinsten Details vor allem der neuzeitlichen Geschichte verwertenden Studien haben weite Gebiete der historischen Welt überhaupt erst zugänglich gemacht, seine methodische Genauigkeit wurde Grundlage eines bis dahin unbekannten Ausmaßes an empirischer Geschichtsforschung.

Zu wenig hat man allerdings bisher berücksichtigt, welche Wandlung Rankes Positionen im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzogen haben. In seinen Anfängen waren sie noch geprägt von dem Anliegen, »das Empirische mit der Idee [zu] vermählen« (WuN I: 233) – da sieht man Ranke noch in die Ausläufer des Deutschen Idealismus eingebunden, zugleich aber schon den Vorläufern des sich ankündigenden Positivismus verpflichtet. Es ist bemerkenswert, wie ambivalent Ranke über lange Zeit noch seinen wissenschaftlichen Bemühungen gegenüberstand. Wenn er einerseits vom Historiker »reine Wahrheitsliebe« einfordert, die sich an Tatsachen zu halten habe und nicht an

Einbildungen, die außerdem einen empirischen »Kausalnexus« zu erschließen habe, der aber nicht spekulativ, sondern »urkundlich« durch die »reine Zusammenstellung« zu belegen sei (WuN IV: 77-80), so relativiert er zugleich diese Äußerungen durch die Feststellung, der Forscher dürfe nicht »schlechthin an der Erscheinung [...] verhaften bleiben«, denn das »Innere« sei das »Wesentliche« und die empirische Tatsachenfeststellung unterläge schnell der »Trockenheit« und »Irreligiösität« (ebd.). Angesichts der positivistischen Positionen und der klaren Ablehnung von Geschichtsphilosophie (WuN I: 145) erstaunen Redewendungen von der »heiligen Hieroglyphe« Gottes in der Geschichte (SW 53/54: 89f.), dem »Finger Gottes« (SW 33/34: 139), von »Ideen« in der Geschichte (SW1: 249; WuN II: 121) – Motive, die in die Formulierung einmünden: »Es ist nicht notwendig, dass wir das Innewohnen des Ewigen in dem Einzelnen lange beweisen; dies ist der religiöse Grund, auf welchem unser Bemühen beruht; wir glauben, dass nichts sei ohne Gott und nichts lebe als durch Gott« (WuN IV: 77). Der Forscher, von dem noch 1926 gesagt wurde, er sei »die Inkarnation des historischen Sinnes« (Wachs 1926: 89), und dessen quellenkritische Methodik Generationen von Historikern geprägt hat (sein Einfluss wurde schon von seinen direkten Schülern wie Burckhardt, Sybel, H. Grimm, Waitz, Dilthey u.a. persönlich bezeugt¹³), bezieht sein Geschichtsbild immer noch aus den Nachklängen einer theologischen Weltdeutung.

Johannes Süßmann hat in seiner Studie *Geschichtsschreibung oder Roman. Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780-1824)* nachgewiesen, dass Rankes Geschichtsschreibung nicht nur von metaphysischen Prämissen, sondern auch von ästhetischen Verfahren durchzogen ist. Süßmann arbeitet heraus, wie Ranke in seinen *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* (1824) immer wieder zu explizit dichterischen Mitteln greift, um seinem historischen Gegenstand gerecht werden zu können. Ein wesentliches Beispiel dafür ist der freie Umgang mit der Chronologie (Süßmann 2000: 219ff.). Ranke beschreibt weniger kontinuierliche Entwicklungen als Rückschläge und Brüche, Neuansätze, Sprünge etc. Seine Darstellung rafft, konzentriert, überspringt, nuanciert dementsprechend – er komponiert die chronologischen Etappen der Geschichte also frei nach Maßgabe der von ihm vorgenommenen Deutungen und Schwerpunktsetzungen. Immer wieder bleibt er bewusst unbestimmt (ebd.: 225), um an die Stelle faktischer, aber verwirrender Datenmassen einen narrativen Zusammenhang treten zu lassen, der die grundsätzlichen Tendenzen der historischen Entwicklung klarer zur Erscheinung bringt. »Zeitlich Getrenntes unter systematischen oder, wie Friedrich Schlegel sagt, idealen Gesichtspunkten zusammenzurücken, ist also der Zweck von Rankes unbestimmten Zeitangaben. Sie verwischen die äußere Ordnung der Chronologie, damit die Begebenheiten sich nach einer inneren Ordnung gruppieren. Sie vernachlässigen die zeitliche Folge als zufällig zugunsten der logischen als einer notwendigen. Sie führen zusammen, was nicht in der Zeit, also auch nicht in der Empirie, sondern nur im Denken, der intellektuellen Anschauung eine gemeinsame Tendenz ergibt« (ebd.: 226f.).

Charakteristisch für ein ästhetisierendes Verfahren historischer Darstellung ist auch die Hervorhebung geschichtlicher Individuen. Süßmann konstatiert bei Ranke ein »Bemühen, Begriffe zu vermeiden; nicht vom Aufstieg des Königtums zu sprechen,

13 Siehe Kornbichler 1984: 64, Gall 1992: 42, Berg 1968: 52-55, Dilthey 1924 (GS 5): 9

sondern von den Königen, die ihn bewerkstelligen, nicht *über* die Vorgänge in der Geschichte zu reden, sondern sie darzustellen. Ranke versucht dies durch größtmögliche Personalisierung. Soweit er es vermag, zeigt er historische Zusammenhänge als Handeln von Personen« (ebd.: 233). Dementsprechend enthalten seine Ausführungen immer wieder Porträts historischer Persönlichkeiten. Seine Auswahl orientiert sich daran, ob dem betreffenden Protagonisten eine für den historischen Zusammenhang signifikante Bedeutung zukommt. Die tatsächliche Darstellung erhält insofern dann doch nicht nur einen beschreibenden, sondern immer wieder auch einen zeichenhaften Verweischarakter (ebd.: 234).

Rankes poetischen Konzeptionen liegt eine Intention zugrunde, die ein Licht auf seine Geschichtsauffassung wirft, die nicht nur aus darstellerischen, sondern auch aus erkenntnistheoretischen Gründen auf ästhetische Verfahren zurückgreift: Der Rezipient soll sich als ganzer Mensch, also auch emotional angesprochen fühlen, weil sich ihm erst so die Geschichte erschließt. Süßmann referiert Rankes Position: »Ohne Anziehung und Abstoßung, ohne Faszination und Abscheu, ohne, aristotelisch gesprochen, Furcht und Mitleid ist keine Anschauung von Charakteren zu haben; neutrale Beobachtungen gibt es nicht. Diskutiert werden kann deshalb nicht ob, sondern nur wie eine Geschichtsdarstellung Gefühle erzeugt und leitet; wofür sie sie einsetzt und wie das mit ihrem Gegenstand zusammenhängt« (ebd.: 237f.). Hier wird ein genuin künstlerisches Anliegen beschrieben, denn im Unterschied zu der auf Überwindung subjektiver Emotionalität ausgerichteten Wissenschaftlichkeit bezieht ästhetische Gestaltung immer das Empfindungsleben des Rezipienten bzw. Untersuchenden in die Erschließung des Gegenstandes mit ein.

Es ist unverkennbar, »dass einige der zentralen Erkenntniskategorien des frühen Historismus nicht ohne ein ästhetisches Moment auskommen, dass an der historistischen Geschichtserkenntnis immer ästhetische Vermögen beteiligt sind« (ebd.: 260f.) – es bestätigt sich die schon von Theodor Schieder konstatierte Tatsache eines »künstlerischen Einschlages«, den die »große Historie des 19. Jahrhunderts, Ranke sowohl wie Treitschke, der junge Droysen wie Jacob Burckhardt« gehabt habe (Schieder 1960: 36). Jacob Burckhardt schreibt in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen*: »Die Poesie leistet mehr [als die Geschichtsschreibung, A.B.] für die Erkenntnis des Wesens der Menschheit [...], und zwar ist dies deshalb wahr, weil das Vermögen, welches der Poesie zugrunde liegt, an sich ein viel höheres als das des größten Historikers und auch die Wirkung, wozu sie bestimmt ist, eine viel höhere als die der Geschichte ist. Dafür findet die Geschichte in der Poesie eine ihrer allerwichtigsten Quellen und eine ihrer allerreinsten und schönsten« (Burckhardt 1960: 55).

II.3.2. Theodor Mommsen

Die Hinweise von Schieder und Süßmann auf die ästhetischen Rückgriffe im Historismus verzichten auf eine Untersuchung der Entwicklung am Ende des 19. Jahrhunderts, sodass unklar bleibt, inwieweit dieser Aspekt auch bei dem endgültigen Durchbruch der positivistischen Geschichtswissenschaft an der Jahrhundertschwelle eine Rolle spielt. Als herausragender Repräsentant dieses wissenschaftsgeschichtlichen Schrittes kann Theodor Mommsen (1817-1903) gelten, der mit seinem epochalen Gesamtwerk, dessen

Verzeichnis über 1500 Titel aufweist, und mit seinem weitreichenden Einfluss auf die althistorische Forschung die moderne Geschichtswissenschaft entscheidend geprägt hat.¹⁴ Julius Kaerst schreibt über ihn: »Es dürfte in der Geschichte nicht bloß der deutschen Wissenschaft, sondern des wissenschaftlichen Lebens überhaupt eine seltene Erscheinung sein, dass *ein* Mann einem ganzen Gebiete wissenschaftlicher Forschung in diesem Maße den eigensten Stempel seines Geistes aufgeprägt, die Richtung einer großen Forschungsarbeit so bestimmt und beherrscht hat, wie dies bei Mommsen der Fall war« (Kaerst 1904: 313). Noch deutlicher betont Alfred Heuss, »was für ein eminentes Organon für die ›reine Erfahrung‹, d.h. für die Sinnfälligkeit bloßer historischer Phänomene in ihrer Vereinzelung, er besaß. Dies ist diejenige Genialität in seiner geistigen Erscheinung, die auch heute noch jeden Nachfahren im Vergleich zu seinem Können zum Stümper macht« (Heuss 1968: 11). Wie kein anderer Historiker hat Mommsen im 19. Jahrhundert die Methoden präziser empirischer Sichtung geschichtlicher Dokumente ausgearbeitet, die jeder wissenschaftlichen Theoriebildung zugrunde liegen sollten. Er initiierte das Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL), beförderte maßgeblich durch seine umfassenden Sammlungen die Münzkunde, gab Editionen antiker Schriften heraus und erforschte zugleich die alten italienischen Dialekte. Darüber hinaus wurden seine Arbeiten zur Chronologie, zum römischen Militärwesen und zur Bodenaufteilung richtungsweisend. Seine extrem wenigen programmatischen Äußerungen zur Geschichtserkenntnis als solcher entsprechen ganz diesem Duktus seiner methodischen Stoßrichtung: Ideelle Reflexionen (man denke an Rankes »Ideen in der Geschichte«) waren für ihn überflüssig, »denn das ist Metaphysik und also lächerlich« (Mommsen 1905: 397), Ausgangspunkt sei ausschließlich das empirische Material – methodisch sei dies etwas, »was sich von selbst versteht« (ebd.: 10). Wie ein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis nimmt sich sein Diktum aus, das er in seiner Antrittsrede zur Professur an der Berliner Humboldt-Universität 1858 von der Kanzel verlauten ließ: »Es ist die Grundlegung der historischen Wissenschaft, dass die Archive der Vergangenheit geordnet werden« (ebd.: 37).

Vor diesem Hintergrund überrascht die Tatsache, dass Mommsen gegen Ende seines Lebens seine Tätigkeit als Geschichtswissenschaftler immer mehr in Frage stellte und sich eine geradezu resignative Skepsis gegenüber den Möglichkeiten historischer Erkenntnis überhaupt seiner bemächtigte. Als er 1874 das Rektorat der Universität übernahm, riet er – als Historiker – seinen Studenten davon ab, Geschichte zu studieren: Sie sei nichts anderes »als die deutliche Erkenntnis tatsächlicher Vorgänge«, die also eigentlich jeder besitze, denn ihre Verknüpfung »zu einer Ursache und Wirkung darlegenden Erzählung« leiste »jeder denkende Mensch«. Der Versuch, aus den unüberschaubaren und »einfachen« Einzeldaten eine Theorie zu bilden, müsse »entweder trivial ausfallen [...] oder transcendental« (ebd.: 11). So resümiert Mommsen: »Darin unterscheidet sich die Geschichtsforschung von ihren Schwestern [den anderen Wissenschaften, A.B.], dass sie ihre Elemente zu eigentlich theoretischer Entwicklung zu bringen nicht vermag« (ebd.: 10). Sogar in seinem Testament formuliert der große Historiker das Eingeständnis, dass er mit seiner Forschung eigentlich gescheitert sei und dass dies auch nicht verschleiert werden solle (siehe Fest 1987: 519).

14 Siehe Rebenich 2007, Wickert 1959, Wucher 1973

Es zeugt von Mommsens ausgeprägtem Methodenbewusstsein, dass er selbst die Aporien seines positivistischen Wissenschaftsansatzes erkennt und artikuliert. Insofern ist es bemerkenswert, dass er mit diesen resignativen Feststellungen zusammen noch eine andere Einsicht formuliert. Er deutet – wenn auch wieder äußerst knapp – an, wie sich für ihn überhaupt ein Zusammenhang in den historischen Daten eingestellt habe: »Der Schlag aber, der tausend Verbindungen schlägt, der Blick in die Individualität der Menschen und der Völker spotten in ihrer hohen Genialität allen Lehrens und Lernens. Der Geschichtsschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten« (Mommsen 1905: 11). Wieder konstatiert ein Historiker im Angesicht seiner wissenschaftlichen Bemühungen, dass es letztlich die Kunst sei, die den geschichtlichen Zusammenhang herstelle. Mommsen spricht hier nicht nur von der Möglichkeit, Geschichtsinhalte verständlich darzustellen, sondern der erkennende »Blick«, der erst »die Verbindungen schlägt«, also den Zusammenhang ergibt, verdanke sich der Kunst. Nun – gegen Ende des 19. Jahrhunderts – formuliert dies aber nicht mehr ein Künstler oder ein Historiker, der sich noch in letzten Nachwirkungen einem idealistischen Weltbild verpflichtet fühlt, sondern dieser Ausspruch stammt von einem Wissenschaftler, der sich erklärtermaßen und beglaubigt durch seine unerreichte empirische Praxis von jedem ästhetischen und philosophischen Ansatz der ersten Jahrhunderthälfte verabschiedet hat. Damit erhält die Frage nach der Notwendigkeit ästhetischer Verfahren als Bestandteil historischer Reflexion ein neues Gewicht. Wie eine ironische Bekräftigung dieses Sachverhaltes erscheint die paradoxe Tatsache, dass der Nobelpreis, den Mommsen 1902 – ein Jahr vor seinem Tod – für seine erfolgreiche *Römische Geschichte* (1854-1885) erhielt, der Nobelpreis für Literatur war.